

Gestalt: phänomenologische Bezeichnung für Einheiten in der Wahrnehmung, die Merkmale, *G.qualitäten* genannt, haben, die nur ihnen als Ganzem, nicht aber den aus ihnen isolierbaren Teilen zukommen. Eine Melodie z. B. hat Eigenschaften, die den isoliert wahrgenommenen Tönen der Tonfolge nicht zukommen. Entsprechendes gilt für visuell wahrgenommene Figuren. Der Begriff der G. erhielt erstmals tragende Bedeutung in der Abhandlung von C. v. EHRENFELS „Über ‚Gestaltqualitäten‘“ (1890) und wurde zum Zentralbegriff der Schulen der *G.psychologie*. Um schwächere Formen der Einheitsbildung zu charakterisieren, ist neben dem Begriff der G.qualität der der *Komplexqualität* eingeführt worden. Die Bedingungen, die die Ausbildung der sog. G.en beeinflussen, sind die *G.faktoren*. Im Unterschied dazu weist der häufig synonym gebrauchte Ausdruck *G.gesetze* mehr auf die Existenz von Regeln hin, nach denen sich die G.bildung unter dem Einfluß der G.faktoren vollzieht. Die Liste der bekannten G.faktoren umfaßt neben einfachen stetig variierbaren Merkmalen und Beziehungen auch bisher nicht exakt erfäßbare komplexe Situationsbedingungen. Fundamental ist der Faktor der *Gleichheit* (auch Faktor der *Gleichartigkeit, Ähnlichkeit*), da die Zusammenfassung von in sich gleichförmigen Teilbereichen und -zuständen der Umgebung im Wahrnehmungsabbild die Ausbildung beliebiger anderer Einheiten von höherer Ordnung überhaupt erst ermöglicht. Darüber hinaus werden (nach WERTHEIMER, 1923) heute vor allem folgende wesentliche Faktoren unterschieden: *Faktor der Nähe* bzw. der *größten Dichte*, *Faktor des übereinstimmenden Verhaltens*, d. h. des gemeinsamen Schicksals, Faktor des *Aufgehens* ohne Rest, Faktor des *glatten Verlaufs*, Faktor der *Geschlossenheit*. Während diese Faktoren sich auf Strukturmerkmale des jeweils Abgebildeten beziehen, drückt der G.faktor der *objektiven f.Einstellung* ein dynamisches Prozesscharakteristikum aus. Hiernach erfolgt die Umgliederung von G.en mit konservativer Tendenz: Bei stetiger Veränderung einer Konfiguration wird eine gegebene Struktur auch noch jenseits einer kritischen Ausprägung der konstituierenden Variablen beibehalten, die bei durch vorangehende Zustände unbeeinflusster Darbietung die Grenze eines Bereichs abweichender Gliederung markiert. Eine ähnliche dynamische Bedeutung haben Faktoren wie *Erfahrung* und *aktives Verhalten des Beobachters*, denen die G.psychologie nur eine untergeordnete Rolle zubilligte.

Verschiedentlich ist versucht worden, übergeordnete Prinzipien zu formulieren, die wenigstens eine qualitative Erfassung allgemeiner Gesetzmäßigkeiten erlauben, die das Zusammenwirken der G.faktoren regulieren. Ein solches Prinzip ist das *Prägnanzprinzip*, an das vor allem informationstheoretische Versuche anknüpfen, die Analyse der Wirkung von G.faktoren zu quantifizieren. Starke

Analogien bestehen zwischen dem Phänomen der Gruppenbildung auf der Grundlage von G.faktoren und Aufgabenstellungen der *Clusteranalyse*. Damit ist die Annahme nahegelegt, daß sich in der Wirksamkeit von G.faktoren zweckmäßige Mechanismen der Vorverarbeitung durch Redundanzausnutzung äußern.

Gestaltgesetze f Gestalt.

Gestaltkontraste f Kontraste.

Gestaltpsychologie, auch *Berliner Schule*: eine der im Zusammenhang mit der Schulbildung um die Jahrhundertwende entstandenen Richtungen der Psychologie, die in scharfer Gegenposition zum elementaristisch-atomistischen Vorgehen der Psychophysik und der Assoziationspsychologie den *Ganzheitscharakter* psychischer Prozesse akzentuiert. Der Begriff Gestalt kann insofern als Spezifizierung des Ganzheitsbegriffs gelten, als die das Ganze auszeichnende *Ordnung* in den Mittelpunkt gestellt wird.

Begründer des Gestaltbegriffs bzw. des Begriffs der *Gestaltqualitäten* war Ch. von EHRENFELS (1890). Am Beispiel der Melodie, die bei Veränderung etwa der Tonhöhe oder der Klangfarbe ihre Struktur oder „Qualität“ durchaus beibehält, stellte er dar, a) daß „Gestaltqualitäten“ nicht aus der Summe der sie konstituierenden Teile erklärbar sind und b) daß eine Veränderung sämtlicher Teile eines Ganzen nicht notwendig eine Änderung der Struktur dieses Ganzen nach sich ziehen muß. Den „Gestaltqualitäten“ kommt somit das Merkmal der *Übersummativität* (a) und der *Transponierbarkeit* (b) zu. War damit generell auf die Unangemessenheit elementaristischer Erklärungsversuche bei der Analyse beliebiger Phänomene aufmerksam gemacht worden, so wies für den Bereich des Psychischen M. WERTHEIMER (1912) anhand von Untersuchungen zur Bewegungswahrnehmung bzw. zum Phi-Phänomen (| stroboskopische Untersuchung) nach, daß das Postulat einer umkehrbar eindeutigen Beziehung zwischen Einzelreizen und Einzelempfindungen nicht haltbar ist. Vor allem die zahlreich beigebrachten Beispiele geometrisch-optischer Täuschungen veranlaßten die G., die sog. *Konstanzannahme*, d. h. die Annahme einer Invarianz zwischen Reizsituation und psychischem Erscheinungsbild, zu verwerfen. Statt dessen ging sie in ihrer Theoriebildung — meist unausgesprochen — von folgenden Gegenhypothesen aus:

1. Zwischen dem realen Objekt und der projektiven Abbildung als „Nahreizmuster“ am entsprechenden Rezeptororgan — im Falle der visuellen Wahrnehmung die Beschaffenheit der retinalen Projektion — bestehen keine Beziehungen, die irgendeine Regularität erkennen lassen. 2. Die Beziehungen zwischen dem „Nahreizmuster“ und dem Wahrnehmungsergebnis als phänomenalem Endzustand zeichnen sich ebenfalls durch Irregularität aus: Um trotz dieser Irregularitätsbeziehungen die in der Regel doch bestehende Übereinstimmung zwischen